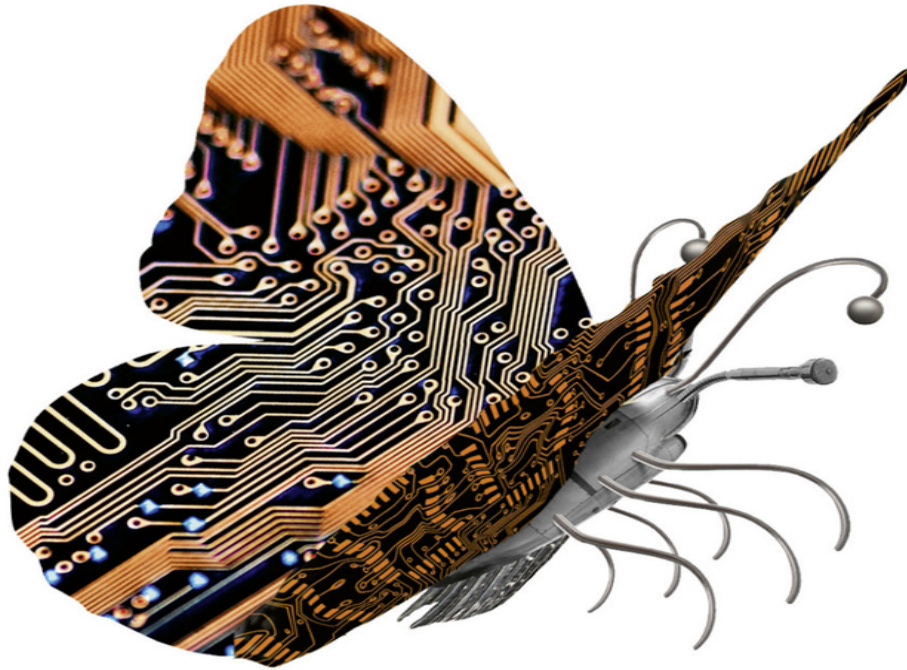


NATHANIEL RICH



DIE ZWEITE SCHÖPfung

WIE DER MENSCH
DIE NATUR FÜR IMMER
VERÄNDERT

rowohl
BERLIN



Nathaniel Rich

Die zweite Schöpfung

Wie der Mensch die Natur für immer
verändert

Aus dem Englischen von Thomas Gunkel

Über dieses Buch

Von synthetischen Giftstoffen in unseren Körpern über neu entfesselte Naturgewalten bis hin zur Erforschung der Unsterblichkeit: Nathaniel Richs Reportagen zeichnen ein eindrucksvolles Panorama unserer hochtechnisierten Welt. Wie unheilvoll menschliches Wirken und Natur miteinander verflochten sind, erleben wir, wenn Rich spannend wie in einer True-Crime-Novel von einer Stadt in den USA erzählt, die gegen einen Chemiekonzern und dabei buchstäblich um Leben und Tod kämpft. Weniger apokalyptisch und vielmehr futuristisch wirkt die Begegnung mit einem Koch aus Illinois, der sich als einer der Ersten auf die Züchtung von Laborfleisch verlegt hat. Und wie Science-Fiction liest sich die Geschichte eines weißen Kaninchens, das genetisch so verändert wurde, dass sein Fell grün fluoresziert, was die Frage aufwirft, ob wir uns nicht schon längst, als Schöpfer der Natur, zu neuen Göttern aufgeschwungen haben.

Nathaniel Rich führt uns fesselnd und mit großer erzählerischer Kraft eine Welt vor Augen, wie wir sie noch nicht gesehen haben – und die doch nichts ist als die pure Gegenwart.

Vita

Nathaniel Rich, geboren 1980, zählt zu den bedeutenden Reportern der USA. Er schreibt für das «New York Times Magazine», die «New York Review of Books» und den «Atlantic». Weltweite Bekanntheit erlangte er mit seiner Reportage «Losing Earth», die 2019 als Buch erschien. 2020 folgte der Roman «King Zeno». «Die zweite Schöpfung» wurde für den wichtigsten amerikanischen Preis für Sachbücher zu naturwissenschaftlichen Themen, den PEN/E.O. Wilson Literary Science Writing Award, nominiert.

Inhaltsübersicht

Widmung

Einleitung Ein seltsamer Sieg – vom Leben in einer menschengemachten Welt

Teil I Tatort

1 Vergiftete Wahrheit – vom Kampf gegen jene, die uns krank machen

2 Das Rätsel der toten Seesterne – über die unbeabsichtigten Folgen unseres Wirkens

3 Unsichtbare Gefahr – ein Gasleck und seine Konsequenzen

Teil II Zeit des Zweifels

4 Die Natur schlägt zurück – ein Hurrikan und das ökologische Monster, das er schuf

5 Hühnchen aus dem Reagenzglas – die Neuerfindung des Essens

6 Aspen rettet den Planeten – wie die reichste Stadt der Welt versucht, den Schnee zurückzuholen

Teil III Wie Götter

7 Taubenapokalypse – die neuen Untoten des Tierreichs

8 Louisiana geht unter – der Versuch einer Rettung

Eine Stadt aus Öl und Gas

Barataria

Die Waldmaschine

9 Die unsterbliche Qualle – von der Suche nach dem ewigen Leben

10 Das grüne Kaninchen – über die Kunst des Unheimlichen

Dank

Editorische Notiz

Für Julian

Einleitung

Ein seltsamer Sieg – vom Leben in einer menschengemachten Welt

Der Glass Beach bei Fort Bragg ist eine der beliebtesten Attraktionen an der nordkalifornischen Küste. Er zieht mehr Besucher an als die Lost Coast, wo steile Pfade durch Nebelwälder und an Wasserfällen vorbeiführen und einen herrlichen Blick aufs Meer bieten. Am Strand bei Fort Bragg ist viel mehr los als in den Mendocino Coast Botanical Gardens und im Mendocino Headlands State Park. Vom Parkplatz am Glass Beach Drive steigen die Touristen eine steile Treppe zwischen Sandsteinklippen hinunter, um eine schmale Bucht zu fotografieren, in der von der Brandung polierte und rund geschliffene türkisblaue, braune und rubinrote Scherben funkeln. Auf Schildern werden die Besucher – im Sommer an die zweitausend pro Tag – gebeten, keine Glasscherben mitzunehmen, doch die meisten können nicht widerstehen.

2012 führte J.H. «Cass» Forrington, ein pensionierter Schiffskapitän und Besitzer des nahe gelegenen International Sea Glass Museum, in dem mehr als dreitausend vom Strand entwendete Bruchstücke ausgestellt sind, eine Kampagne, den Strand mit mehreren Tonnen Glasscherben «aufzustocken».

Forringtons Argumentation war ökologisch begründet. Weil sich das Meerglas, das zum Lebensraum für mikroskopisch kleine Meereslebewesen geworden ist, in das lokale Ökosystem eingefügt habe, müsse es den gleichen Schutz genießen wie die Küstenmammutbäume, das Biberhörnchen oder der Rotbeinfrosch.

Die kalifornische Naturschutzbehörde ist dafür zuständig, «natürliche Lebensräume wegen ihres intrinsischen und ökologischen Werts und ihres Nutzens für den Menschen» zu schützen und zu erhalten. Das Schicksal des Glass Beach hing von der Definition des Begriffs «natürlich» ab. Forrington argumentierte, dass Kalifornien gesetzlich verpflichtet sei, mehr Glas auf den Sand zu kippen. «Die Behauptung, Glas wäre nicht «natürlich», ist schlichtweg falsch», schrieb er in einem Manifest, in dem es von Anführungszeichen wimmelte. «Wegen des Schadens, den wir oft einem gesamten Lebensraum zufügen, neigen wir dazu, uns als irgendwie «unnatürlich» zu betrachten, als «außerhalb der Natur stehend», aber wir sind ein integraler Bestandteil der «Natur» und können viel Gutes bewirken.»

Das Gute, auf das Forrington sich bezog, geht auf das Jahr 1949 zurück, als der Strand zur Mülldeponie erklärt wurde. Die Unmengen von Glasscherben, die die Bucht übersäten, waren Überreste von Bierflaschen, Rücklichtern und Tupperdosen. In den nächsten beiden Jahrzehnten wurde der Strand von den Einheimischen «die Müllkippe» genannt. Um seine natürliche Schönheit zurückzugewinnen, schrieb Captain Forrington,

müsse er Jahr für Jahr unter weiteren Massen von Müll begraben werden.

Letztendlich fand die Naturschutzbehörde Captain Forringtons Definition von «Natur» nicht überzeugend und weigerte sich einzugreifen. Doch so leicht gab sich Forrington nicht geschlagen. Er verkaufte weiterhin Plastiktüten mit Glasscherben an die Touristen, die sie dann die Holzterappe hinunterschleppten und auf dem Sand ausleerten. Captain Forrington glaubte, so seinen Teil zur Rettung der Natur oder wenigstens der «Natur» beizutragen.

•

Noch lange nachdem das letzte Exemplar der King-James-Bibel sich in seine Bestandteile aufgelöst hat und die Venus von Milo zu Staub zerfallen ist, wird die Pracht unserer Zivilisation in dem unförmigen neonfarbenen Gestein überleben, das man Plastiglomerat nennt: einem Gemisch aus Sand, Muscheln und geschmolzenem Plastik, das entsteht, wo Schokoriegelverpackungen und Kronkorken in Lagerfeuern verbrennen. Weitere Hinweise auf unsere Zivilisation dürften die Allgegenwart von Cäsium-137, dem bei Atomexplosionen freigesetzten synthetischen Isotop, geben, die mehrtausendjährige Abnahme von Kalziumkarbonatablagerungen, eine Folge der Meeresübersäuerung, sowie die dramatische Zunahme atmosphärischen Kohlendioxids in den Gletschereiskernen

(falls die Gletscher erhalten bleiben). Künftige Anthropologen können anhand dieser geologischen Marker vielleicht nicht alles über unsere Kultur erfahren, doch es dürfte ein guter Ausgangspunkt sein.

Anfangs betrachtete der Mensch die Natur als seinen Todfeind – begegnete ihr mit Vorsicht, Angst und Aggression. Der Krieg begann, noch bevor wir unserem Feind einen Namen gegeben hatten. Bereits in den frühesten Literaturzeugnissen ist dieser Angriff im Gange, geprägt von roher Kampfeslust, die Gründe dafür werden nicht hinterfragt. In «Gilgamesch und Huwawa» beschließt Gilgamesch aus Angst vor dem Tod, dass er eine Heldentat vollbringen muss, um Unsterblichkeit zu erlangen. Da er sich nichts Ehrevolleres vorstellen kann, als einen Urwald zu zerstören, reist Gilgamesch zum heiligen Zedernberg, enthauptet den Halbgott, der den Wald schützt, macht alles dem Erdboden gleich und fertigt aus dem stattlichsten Baum ein Tor zu seiner Stadt.

Etwa 1700 Jahre später sagt Sokrates, der nur ungern die Stadtmauern von Athen verlässt, in Platos *Phaidros*: «Ich bin lernbegierig, und Felder und Bäume wollen mich nichts lehren, wohl aber die Menschen in der Stadt.» Aristoteles ist in *Politik* direkter: «Wenn nun die Natur nichts unvollendet und nichts nutzlos macht, so muss sie notwendig alles für die Menschen gemacht haben.» Im Alten Testament ist die «Wildnis», die Wüste, ein gottloser Ort, das Anti-Paradies. Wie in: «Er hat dich geleitet durch die große und grausame Wüste, da feurige

Schlangen und Skorpione und eitel Dürre und kein Wasser war.»

«Wilderness: aus dem altenglischen -ness + wild + deor, ‹der Ort der wilden Tiere›.» Samuel Johnson definiert sie als ein «Gebiet der Einsamkeit und Rohheit». William Bradford, einer der Gründer der Plymouth-Kolonie, reagierte entsetzt auf die Neue Welt und nannte sie «abscheulich & trostlos ... voll wilder Tiere & wilder Menschen». Im am weitesten verbreiteten Werk der Aufklärung, der sechsunddreißigbändigen *Naturgeschichte* des Comte de Buffon, wimmelt es nur so von Wörtern wie «bizarr», «ekelerregend», «gefährlich», «schrecklich» und «Schmutz».

Die Natur forderte ihre Unterwerfung heraus – zu ihrem eigenen Besten. Diesen Gedanken dehnte der amerikanische Jurist James Kent auch auf die Menschen aus, die jahrtausendlang in Harmonie mit der Natur gelebt hatten, als er eine rechtliche Grundlage dafür zu erstellen versuchte, den indigenen Völkern das Land zu entreißen. Der Kontinent, argumentierte Kent, sei «von der Vorsehung dazu bestimmt, erschlossen, entwickelt und von zivilisierten Völkern bewohnt zu werden». Das Evangelium der Natur war ein Freibrief für ihre Beherrschung, Zerstörung und Ausbeutung – und den Stolz darauf.

Einige dieser Beispiele stammen aus Roderick Nashs ikonischem Geschichtsbuch *Wilderness and the American Mind*, in dem er schildert, wie im neunzehnten Jahrhundert die Definition der menschlichen Beziehung zur Natur schließlich

kippte. Naturwissenschaftler und Philosophen begannen, die Prämisse, dass die Natur eine Bedrohung für die Zivilisation sei, infrage zu stellen. Sie kehrten das Ganze um: Die Zivilisation sei eine Bedrohung für die Natur. Es war nun offensichtlich, dass die Menschheit ihren jahrtausendelangen Krieg gegen die Natur haushoch gewann. Doch es war ein teuer erkaufter Sieg. Der Preis war der Zusammenbruch der Zivilisation.

Diese Auffassung wurde erstmals von Alexander von Humboldt geäußert, der 1769 geboren ist, in einer Zeit, in der die Menschen sich nicht mehr vor der Natur fürchteten und stolz auf ihre Fähigkeit waren, sie zu beherrschen. Es war das Zeitalter der Dampfmaschine, der Pockenimpfung, des Blitzableiters. Zeitmessung und andere Messverfahren wurden standardisiert, die letzten blinden Flecken auf den Weltkarten ausgefüllt. Noch bevor Humboldt seine große Forschungsreise antrat und alles von Windmustern über Wolkenstrukturen und Insektenverhalten bis hin zu Bodeneigenschaften analysierte, erfasste er intuitiv, dass die Erde «ein einziger lebender Organismus» war, in dem alles miteinander verbunden ist. Heutzutage ist es normal, vom «Netz des Lebens» zu sprechen, aber dieses Konzept geht auf Humboldt zurück. Daraus folgte, dass das Schicksal einer einzigen Art vielfältige Auswirkungen auf andere Arten haben konnte. Humboldt war einer der Ersten, die vor den Gefahren von Bewässerung, profitorientierter Landwirtschaft und Waldrodung warnten. Um 1800 war er bereits zu der Erkenntnis gelangt, dass der von

der industriellen Zivilisation angerichtete Schaden «unermesslich» war.

Humboldts Erkenntnisse wurden weiterentwickelt von Nachfolgern wie George Perkins Marsh (der davor warnte, dass «klimatischer Exzess» zum Aussterben der Menschheit führen könne), von Charles Darwin (der im letzten, krönenden Absatz von *Über die Entstehung der Arten* von Humboldt abkupferte), von Ralph Waldo Emerson («die ganze Natur [ist] eine Metapher des menschlichen Bewusstseins») und dem naturverliebten John Muir («Dieses jähe Eintauchen in reine Wildnis – eine Taufe im warmen Herzen der Natur – wie unglaublich glücklich uns das machte!»). Um die Jahrhundertwende begannen die Amerikaner zunehmend, die Wildnis als spirituelle Zuflucht vor der Mechanisierung des modernen Lebens zu betrachten. Der Schrecken hatte sich in Schwärmerei verwandelt.

Doch der romantische Blick auf die Natur erwies sich als kontraproduktiv. Er begünstigte den Schutz von Naturheiligümern wie Yosemite und Yellowstone, entwertete aber zugleich die Wanderwege in Wäldern, Sümpfen und Grasland, die den größten Teil des Landes ausmachten. Schon bald kamen auch die Heiligtümer in Bedrängnis und fielen politischem Pragmatismus zum Opfer. Theodore Roosevelt und Gifford Pinchot, der erste Leiter der US-Forstverwaltung, verfolgten einen utilitaristischen Ansatz, um sicherzustellen, dass Naturschutzgebiete nicht nur von Wanderern, sondern auch von Ölsuchern genutzt werden konnten. Doch wenn diese

Interessen in Konflikt gerieten, unterlagen stets die Naturschützer – am offenkundigsten im Kampf um das Hetch Hetchy Valley in Yosemite, wo 1923 ein Damm gebaut wurde, um San Francisco mit Wasser zu versorgen.

«Das Ingenieurwesen ist eindeutig das Leitbild des Industriezeitalters», schrieb Aldo Leopold, der Vater der Wildökologie, 1938. «Die Ökologie gehört vielleicht zu den Streitern für eine neue Ordnung ... Unser Problem besteht darin, das Bewusstsein der beiden Wissenschaftszweige in Einklang zu bringen.» Obwohl die Ökologie weit unterlegen war, machte sie im Lauf des zwanzigsten Jahrhunderts zaghafte Fortschritte. 1970, am ersten Earth Day, hatte sie eine neue politische Bewegung hervorgebracht. Im folgenden Jahrzehnt gelang es der Naturpolitik, ein breiteres Verständnis der Verflechtung ökologischer Bedrohungen zu entwickeln. Die Besorgnis über Luft- und Wasserverschmutzung, Klimawandel, Stadtentwicklung, Rohstoffförderung, Artensterben, Dürre, Flächenbrände und Vermüllung von Straßenrändern wurden unter der Rubrik «Umwelt» zusammengefasst. Deren Definition hat sich inzwischen erweitert und schließt nun auch die Erkenntnis mit ein, dass Umweltbeeinträchtigung, indem sie die Ungleichheiten, die unsere Gesellschaft vergiften, weiter verschärft, die Demokratie selbst beschädigt. Diese Erkenntnis hat den Tod der romantischen Vorstellung eingeläutet, dass die Natur unberührt von menschlichem Einfluss sei. Wir sind nicht länger unschuldig.

•

Was wir mit unangebrachter Nostalgie noch immer floskelhaft «die Welt der Natur» nennen, ist verschwunden, falls sie je existiert hat. Kaum ein Stein, Blatt oder Kubikmeter Luft ist nicht von unserer ungeschickten Hand gezeichnet. Es ist, wie Diane Ackerman schrieb, «als wären Außerirdische mit Riesenhämmern und Lasermeißeln erschienen und hätten begonnen, die Kontinente umzugestalten. Wir haben die Landschaft in eine neue Art von Architektur verwandelt, haben den Planeten zu unserem Sandkasten gemacht.»

Niemand hat die Ungereimtheiten des Naturideals besser zum Ausdruck gebracht als der Historiker William Cronon in seinem bahnbrechenden Essay «The Trouble with Wilderness; or, Getting Back to the Wrong Nature». Cronon teilt weitgehend Captain Forringtons Standpunkt. Die Natur, schreibt er, «ist eine zutiefst menschliche Schöpfung ... Wenn wir in den Spiegel schauen, den sie uns vorhält, erliegen wir allzu leicht der Vorstellung, dass wir die Natur betrachten, obwohl wir in Wirklichkeit nur das Abbild unserer eigenen unergründeten Sehnsüchte und Wünsche sehen.» Die idealisierte Wildnis ist ein Mythos und widerspricht den Zielen der Umweltschützer. Denn wenn künftig etwas Wildnisähnliches überleben soll, kann das nur «durch eine sehr aufmerksame und bewusste Steuerung» geschehen.

Die beliebtesten Naturschutzgebiete unterliegen bereits staatlichen Regulierungen, politischen Kompromissen und den

ständigen Eingriffen, die beschönigend als «Raumplanung» bezeichnet werden. Sogar die Rewilding-Bewegung, die wohlwollende Vernachlässigung der Natur predigt, damit diese sich in ihrem eigenen Tempo erholen kann, erkennt die Notwendigkeit an, sich einzumischen. In *Wilding*, Isabella Trees Bericht über die Verwandlung ihres englischen Anwesens in ein Naturrefugium, werden das Anbringen von Stacheldraht, die Einfuhr von Langhornrindern und eingefangenen Hirschen und die großzügige Verwendung von Glyphosat beschrieben. Das ehrgeizigste Renaturierungsprojekt, der von dem Biologen Edward O. Wilson in seinem Buch *Die Hälfte der Erde* dargelegte Vorschlag, die Hälfte des Planeten unter Naturschutz zu stellen, basiert auf der Aussage, dass wir – in Anlehnung an Descartes' «Herrscher und Besitzer der Natur» – «Architekten und Beherrscher des Anthropozäns» sind und dafür Verantwortung übernehmen müssen. Für die Schaffung einer unter Naturschutz stehenden Hälfte der Erde bräuchte man letztlich politische Verträge, Steuern und Armeen.

Wir haben Aldo Leopolds Anweisung befolgt, «ein paar Überreste der Wildnis als Museumsstücke zur Erbauung derjenigen [zu bewahren], die die Ursprünge ihres kulturellen Erbes irgendwann gern sehen, anfassen oder erforschen würden». Wir waren erfolgreich – auf verheerende Weise. Wir haben die Überreste, aber sonst kaum etwas. Eine der grundlegenden Erkenntnisse der Ökologie ist, dass isolierte Flecken Wildnis todgeweiht sind.

Ingenieur und Ökologe sind schon von Anfang an verfeindet. Seit seinen Anfängen im achtzehnten Jahrhundert hat das Bauingenieurwesen versucht, einen widerspenstigen Planeten gefügig zu machen – ungünstige Neigungen und Winkel einzuebnen, zerklüftetes Gelände vereinfacht in einem ebenen Gitter darzustellen, Chaos zu ordnen. Doch in den letzten Jahrzehnten hat sich ein Wandel vollzogen. Ingenieure haben Gebäude entworfen, die wie Berge geformt sind, um Emissionen zu verringern, Windturbinen, die Walflossen nachempfunden sind, um ihre Effizienz zu vergrößern, Ziegelsteine aus Bakterien, die Kohlendioxid aufnehmen. Es ist ihnen gelungen, die Natur stärker zu kontrollieren, indem sie sie nachahmen.

Umweltschützer haben unterdessen akzeptiert, dass ein bedrohtes Ökosystem, wie jeder Patient in kritischem Zustand, auf eine ständig eingreifende Pflege angewiesen ist.

•

Zwei zusammenhängende Beobachtungen des Romanciers William Gibson schildern das nächste Kapitel dieser Geschichte. Die erste ist längst zu einer Plattitüde geworden: «Die Zukunft ist bereits da – sie ist bloß nicht gleichmäßig verteilt.» Bei der anderen geht es um «die Verspätung der Seele», die Vorstellung, dass der menschliche Körper auf Langstreckenflügen schneller reist als der Geist: «Die Seelen können sich nicht so schnell bewegen, sie bleiben zurück, und bei der Ankunft muss man

auf sie warten wie auf verlorengegangenes Gepäck.» Das unangenehme Gefühl, auf die Ankunft der eigenen Seele warten zu müssen, nennen wir Jetlag.

Mit der Natur ist es nicht anders. Die Zukunft ist bereits da, ungleichmäßig verteilt. Wir erkennen die Anzeichen: steigende Meeresspiegel, regelmäßige Heimsuchungen durch apokalyptische Naturkatastrophen, die erzwungene Migration von Millionen von Menschen, das beschleunigte Aussterben von Tierarten, die Korallenbleiche und weltweite Pandemien. Hinzu kommen In-vitro-Fleisch, umgeformte Küstenlinien, die Neubelebung ausgestorbener Arten, grün leuchtende Kaninchen. Unsere Seelen kommen da nicht mehr mit.

Auch in der denkbar optimistischsten Zukunft werden wir unsere Fauna und Flora und unsere Genome tiefgreifend umgestalten. Die Ergebnisse werden unheimlich sein. Es wird uns schwerfallen, uns vor Augen zu halten, dass die Bepflanzung des amerikanischen Südwestens mit üppigem von der Mittelmeerküste importierten Rasen, die Brustvergrößerung bei Hühnern oder die Bändigung der reißendsten Flüsse der Welt ebenso unheimlich sind. Wenn unsere Erfindungen beängstigend sind, so liegt das nur daran, dass wir darin ein Spiegelbild unserer Wünsche sehen. Es ist unmöglich, alles, was wir «natürlich» nennen, vor den Verheerungen des Klimawandels, vor Verschmutzung und psychopathischer Profitgier zu schützen, wenn wir nicht verstehen, dass die Natur, deren Verlust wir fürchten, unsere eigene ist.

Die Natur bewahren bedeutet unsere Identität bewahren: alles Schöne und Freie und Heilige an uns, das wir in die Zukunft mitnehmen wollen. Wenn wir diesen verletzlichen Teil unserer selbst nicht verteidigen, bleiben uns nur Hologramm-Bilder unserer schlimmsten Triebe, Roboter, die unsere Albträume verkörpern, und wir driften langsam in eine Wüste von biblischen Dimensionen: *ein Gebiet der Einsamkeit und Rohheit*.

•

Im Folgenden erzähle ich Geschichten von Menschen, die sich schwierige Fragen darüber stellen, was es bedeutet, in einer Zeit schrecklicher Verantwortung zu leben. Im ersten Teil, «Tatort», untersucht eine Reihe von Amateurdetektiven Verbrechen an der Natur. Konfrontiert mit den schlimmsten Vergehen der Menschheit, fragen sie: Wie konnte es so weit kommen?

In den Geschichten in «Zeit des Zweifels» geht es um Menschen, deren grundlegendes Verständnis der physischen Welt durch eine neue Realität auf den Kopf gestellt wird. Wenn unser Land, unsere Nahrung und unser Klima mit dem, was wir kannten, keine Ähnlichkeit mehr haben, wie sollen wir dann verhindern, dass wir auch unsere Menschlichkeit verlieren?

«Wir sind wie Götter, warum sollten wir dann nicht auch gut darin werden?», schrieb Stewart Brand im *Whole Earth Catalog*. Später korrigierte er das: «Wir sind wie Götter und

MÜSSEN gut darin werden.» Wir wissen, wie es aussieht, *schlecht* darin zu sein. Margaret Atwoods MaddAddam-Trilogie, die Filme von Alex Garland, Edward Burtynskys großformatige Fotos von Industriebrachen, die Petrischalen-Kunst von Suzanne Anker und die Biografien von monomanischen Milliardären in Brunello-Cucinelli-T-Shirts verschaffen uns einen Eindruck davon. Die Angst des Umweltschützers vor technologischen Lösungen hat nicht so viel mit der Technologie selbst zu tun, sondern mehr mit den Leuten, die sie nutzen. «Technologie ist neutral», schreibt Roderick Nash. «Das Problem ist, wie sie genutzt wird.» Weil wir keine Götter, sondern von Angst und Selbstüberschätzung geplagte Primaten sind, endet es gewöhnlich blamabel, wenn wir uns als Gottheiten sehen. In «Wie Götter» versuchen Künstler und Ingenieure, eine menschlichere Zukunft zu schaffen, und haben dabei mit unbeabsichtigten Folgen, moralischen Sackgassen und ihrer eigenen Eitelkeit zu kämpfen.

Die Entwicklung unserer Epoche – dieses Zeitalters der Seelenverspätung – verläuft von Naivität über Schock, Schrecken und Wut zu Entschlossenheit. Es gibt niemanden, der diesen Wandel besser verkörpert als Robert Bilott, ein Firmenanwalt, der als ein Mensch von DuPonts Amerika begann und zu einem Menschen der Zukunft wurde.

Teil I

Tatort

1

Vergiftete Wahrheit – vom Kampf gegen jene, die uns krank machen

Wenige Monate bevor Robert Bilott bei Taft Stettinus & Hollister Teilhaber wurde, erhielt er einen Anruf von einem Farmer in Parkersburg, West Virginia. Wilbur Tennant sagte, dass seine Rinder wie die Fliegen sterben. Er war überzeugt, dass der Chemiekonzern DuPont, der in Parkersburg einen Standort hatte, der mehr als fünfunddreißigmal so groß war wie das Pentagon, dafür die Verantwortung trug. Tennant beklagte sich, er habe vor Ort versucht, etwas zu erreichen, doch die gesamte Stadt sei im Besitz von DuPont. Er sei in Parkersburg nicht nur von Anwälten, sondern auch von Politikern, Journalisten und Ärzten ignoriert worden. Bilott wurde aus der Sache einfach nicht schlau. Tennant war nicht leicht zu verstehen: Er sprach im Singsang eines

Bergbewohners und war obendrein völlig aufgebracht. Bilott konnte sich nicht erklären, wie der Farmer an seine Telefonnummer gekommen war, und hätte vermutlich aufgelegt, wäre Tennant nicht mit dem Namen von Bilotts Großmutter herausgeplatzt.

Alma Holland White hatte in Vienna gelebt, einem nördlichen Vorort von Parkersburg, wo Bilott sie in den Sommern seiner Kindheit besucht hatte. 1973 hatte sie ihn an einem Wochenende zur Farm der befreundeten Familie Graham mitgenommen, die neben den Tennants wohnte. Bilott durfte reiten, Kühe melken und sah im Fernsehen, wie Secretariat die Triple Crown des Pferderennsports gewann. Das war eine von Bilotts schönsten Erinnerungen an eine unstete, unvorhersehbare Kindheit. Damals war er sieben gewesen.

Als die Grahams 1998 erfuhren, dass Wilbur Tennant einen Anwalt für Umweltrecht suchte, fiel ihnen ein, dass der Enkel ihrer Freundin inzwischen einer war. Ihnen war nicht klar, dass Bilott die falsche Art Umweltjurist war. Er vertrat keine Kläger oder Privatpersonen. Wie die anderen zweihundert Anwälte bei Taft, einer 1885 gegründeten Kanzlei mit engen Verbindungen zur Familie von Präsident William Howard Taft, die mehr als ein Jahrhundert lang die führende republikanische Dynastie in Ohio war, war Bilott Verteidiger. Er verteidigte Chemieunternehmen. Die Anwälte von DuPont waren seine Kollegen. Er achtete die Unternehmenskultur von DuPont. Der Konzern hatte das Geld, die Kompetenz und den Stolz, die Dinge richtig anzugehen. Dass die Firma rücksichtslos

das Land eines armen Farmers vergiftet haben sollte, fand Billot deshalb nicht nur beispiellos, sondern auch absurd. Dennoch willigte er ein, sich mit dem Farmer zu treffen. Seinen Kollegen erzählte er, das tue er aus Loyalität zu seiner Großmutter. Doch es war auch aus Loyalität zu einem vergessenen Teil seiner selbst.

Eine Woche später kam Wilbur Tennant – stämmig, ein achtzig groß, Jeans, kariertes Flanellhemd, Baseballkappe – mit seiner Frau Sandra in die Zentrale von Taft in Cincinnati. Die Tennants schleppten Kartons, randvoll mit Videobändern, Fotos und Dokumenten, in den verglasten Empfangsbereich der Kanzlei im siebzehnten Stock. Man brachte sie in ein Wartezimmer, wo sie auf modernen grauen Midcentury-Sofas unter dem Ölporträt eines der Kanzleigründer saßen. Bilotts Vorgesetzter, ein Teilhaber namens Thomas Terp, nahm aus Neugier selbst an dem Treffen teil. Tennant war schließlich kein typischer Taft-Mandant. «Ich will es mal so formulieren», sagte Terp Jahre später. «Als er in unsere Kanzlei kam, sah er nicht gerade aus wie der Vizepräsident einer Bank.»

Wilbur Tennant erzählte, dass er und seine vier Geschwister den Hof führten, seit ihr Vater sie als Kinder verlassen hatte. Damals hatten sie nur über sieben Kühe, zweihundert Hühner und eine Hypothek von 1500 Dollar verfügt. Um zu überleben, mussten sie in den Hügeln nach Wurzeln und Beeren suchen. Im Lauf der Zeit hatten sie jedoch immer mehr Land und Vieh hinzugekauft und jeden Dollar, den sie verdienten, wieder in die Farm gesteckt, bis sie zweihundert Kühe besaßen, die auf

rund 250 Hektar hügeligem Land weideten. Ihr Grundbesitz wäre sogar noch größer gewesen, hätten Wilburs Bruder Jim und dessen Frau Della Anfang der Achtzigerjahre nicht 25 Hektar an DuPont verkauft. Das Unternehmen wollte eine Mülldeponie für Washington Works errichten, seine Plastikfabrik in der Nähe von Parkersburg, wo Jim als ungelernter Arbeiter Gräben aushob, Beton goss und Abfälle entsorgte. Manager waren in einer Limousine vorgefahren und hatten ihm ein Angebot gemacht. Die Tennants wollten nicht verkaufen, doch Jim war schon seit Jahren krank gewesen, er hatte eine rätselhafte Krankheit, die seine Ärzte nicht einordnen konnten, und die Familie brauchte das Geld.

DuPont nannte das Stück Land nach dem Bach, der hindurchfloss, Dry-Run-Deponie. Der Dry Run Creek floss zu einer Weide, auf der die Kühe der Tennants grasten. Schon bald nach dem Verkauf gebärdeten sich die Rinder, als wären sie geisteskrank. Für die Tennants waren sie immer wie Haustiere, ja geradezu Familienmitglieder gewesen. Sobald sie einen der Tennants erblickten, kamen sie angetrottet, stupsten ihn mit der Schnauze an und ließen sich melken. Das war nun vorbei. Sie sabberten unkontrolliert. Sie brachten tote Kälber zur Welt. Ihre Zähne verfärbten sich schwarz. Ihre geröteten Augen bekamen einen finsternen, mordlüsternen Blick. Wenn sie die Farmer sahen, griffen sie an. Nachdem Della mit ihren Töchtern eine Kuh im Todeskampf vorgefunden hatte, die «das schrecklichste Gebrüll von sich gab, das wir je gehört hatten, während ihr das Blut aus Nase, Maul und Rektum strömte»,

weigerte sie sich, das Land ohne geladene Schusswaffe zu betreten. Drei Viertel der Herde waren gestorben.

Es waren nicht nur die Rinder: Es gab Unmengen toter Fische, Frösche, Katzen, Hunde und Hirsche. Die Hirsche starben einen seltsamen Tod. Sie sanken in Gruppen zu Boden, wie Mitglieder einer Selbstmordsekte. Die Tennants hörten auf, ihr Fleisch zu essen, nachdem Jim beim Ausnehmen eines Bocks feststellte, dass seine Innereien leuchtend grün waren.

Bei Taft brachte man einen Videorecorder in einen fensterlosen Konferenzsaal, und Wilbur legte eine seiner Kassetten ein. Die mit einer Handkamera gefilmten Aufnahmen waren körnig und verrauscht. Die Bilder wackelten und wiederholten sich. Der Ton lief mal schneller, mal langsamer. Alles hatte den Rhythmus und Stil eines Horrorfilms.

In der Anfangssequenz schwenkte die Kamera über den Bach, filmte den umliegenden Wald, die weißen, ihr Laub abwerfenden Eschen und das seicht dahinsickernde Wasser und hielt dann auf etwas, das wie eine Schneewehe an einer Biegung des Baches aussah. Die Kamera zoomte näher heran und zeigte einen Berg seifenartigen Schaum.

«Ich habe zwei tote Hirsche und zwei tote Rinder aus diesem Bach gezogen», sagte Wilbur aus dem Off. «Das Blut lief ihnen aus Nase und Maul. Sie versuchen, die Sache zu vertuschen. Aber das wird nicht klappen, denn ich bringe es ans Licht, damit alle es sehen.»

Die Kamera folgte einem großen, in den Bach mündenden Rohr, aus dem grüne Blasen kamen. «Das hier sollen meine

Kühe auf meinem eigenen Grund und Boden saufen», sagte Wilbur. «Es ist höchste Zeit, dass man im zuständigen Ministerium mal in die Gänge kommt.»

Das Video sprang zu einer mageren, roten Kuh im Heu mit kahlen Flecken und gekrümmtem Rücken – Nierenversagen, vermutete Wilbur. Auf eine weitere Bildstörung folgte ein totes schwarzes Kalb, das im Schnee zusammengebrochen war. Sein Auge funkelte in leuchtendem Methylenblau. «Auf dieser Farm habe ich 153 Tiere verloren», sagte Wilbur. «Die Tierärzte in Parkersburg, die ich angerufen habe, rufen entweder nicht zurück oder wollen nichts mit der Sache zu tun haben.» Er seufzte. «Da sie nichts damit zu tun haben wollen, muss ich das hier selbst auseinandernehmen. Mit diesem Kopf hier fange ich an.»

Das Video setzte kurz aus. Danach war eine Großaufnahme des aufgeschnittenen Kalbskopfes auf dem Schnee zu sehen. Es folgten Bilder der schwarzen Zähne des Tieres, seiner seziierten Leber, von Herz, Magen, Nieren und Gallenblase. Wilbur wies auf ungewöhnliches Gewebe und Verfärbungen hin. «Das gefällt mir gar nicht», sagte er. «So was habe ich noch nie gesehen.»

Tennant erzählte Bilott, dass er Organe in seiner Tiefkühltruhe aufbewahrte, in der Hoffnung, sie könnten irgendwann in einem Labor untersucht werden. Er hatte riesige Tumore, zusammengefallene Venen, grüne Muskeln entdeckt. Was er nicht aufbewahrte, verbrannte er. Wenn es

nachts regnete, funkelten die Rinderknochen im Dunkeln wie Leuchtstäbe.

Bilott sprach mehrere Stunden lang mit den Tennants, schaute sich Videos an und betrachtete Fotos. Er sah Rinder mit verklebten Schwänzen, missgebildeten Hufen, riesigen klaffenden Wunden und roten eingesunkenen Augen, Rinder, die an permanentem Durchfall litten, einen triefenden weißen Schleim sabberten, der die Konsistenz von Zahnpasta hatte, und krummbeinig umherwankten, als wären sie betrunken. Wilbur zoomte jedes Mal auf ihre Augen. «Diese Kuh hat so sehr gelitten», sagte er dann mit vor Entsetzen belegter Stimme, während das blinzelnde Auge auf die Größe der Leinwand wuchs.

Bilott wusste nicht, was er sagen sollte. *Das ist schlimm*, dachte er. *Da passiert etwas wirklich Schlimmes.*

•

Bilott erklärte sich unverzüglich bereit, den Fall Tennant zu übernehmen. Er hatte das Gefühl, dass es «das Richtige» war. Das hieß jedoch nicht, dass er dachte, seine vorherige Arbeit für Taft, bei der er Chemiekonzerne vertrat, sei falsch gewesen. Ehrlich gesagt, hatte er noch nie wirklich aus ethischer Perspektive über seinen Beruf nachgedacht.

Bilott sprach bedächtig, leise, mit der Abneigung eines Anwalts gegen unqualifizierte Bemerkungen. In seinen Augenwinkeln lag eine gewisse Anspannung. Er gab sich große

Mühe, die ungeheure Energie hinter seiner äußeren Gelassenheit zu verbergen, doch gelegentlich, wenn er von einem Unrecht sprach, das ihm oder einem seiner Mandanten angetan worden war, sah man in seinem Gesichtsausdruck oder einem finsternen Blick eine innere Wut aufblitzen. Mit seiner sanften Stimme, dem milchig weißen Teint, dem an den Schläfen ergrauten, mustergültig gekämmten Haar und dem strengen Dresscode aus unscheinbaren Krawatten und säuberlich gebügelten dunklen Anzügen spielte Bilott seine Rolle als austauschbarer Firmenanwalt sehr überzeugend. Doch es war eine Rolle – er hatte sie einstudieren, proben und perfektionieren müssen. Anders als die meisten seiner Kollegen bei Taft hatte er keine Universität oder juristische Fakultät der Ivy League besucht. Er war weder Mitglied des Camargo Clubs noch des Kenwood Country Clubs und kannte auch nicht den Unterschied zwischen beiden. Sein Vater war Oberstleutnant der Luftwaffe gewesen, und Bilott hatte den größten Teil seiner Kindheit auf Militärbasen in der Nähe von Albany, New York, Flint in Michigan, Newport Beach in Kalifornien oder Wiesbaden in Westdeutschland verbracht. Er hatte acht verschiedene Schulen besucht, bevor er an der Fairborn High, unweit der Wright-Patterson Air Force Base in Ohio, seinen Abschluss machte. Im vorletzten Schuljahr erhielt er die Zusage des New College of Florida, eines kleinen geisteswissenschaftlichen Colleges in Sarasota, das auf Noten verzichtete und den Studenten ermöglichte, ihren eigenen Studienplan zu erstellen. Das klang gut. Die Leute, die er in

Sarasota kennenlernte, waren idealistisch und progressiv – ideologische Außenseiter im Amerika Ronald Reagans. Er traf sich zu Einzelgesprächen mit seinen Professoren, die betonten, wie wertvoll kritisches Denken sei. Er lernte, alles, was er las, infrage zu stellen, nicht alles für bare Münze zu nehmen, die Ansichten der anderen nicht zu beachten. Diese Philosophie bestätigte seine grundlegende Weltsicht und gab ihm die Sprache, um sie zum Ausdruck zu bringen. Bilott studierte Politikwissenschaft und schrieb seine Dissertation über den Aufstieg und Fall von Dayton. Er wollte Stadtdirektor werden.

Doch sein Vater, der spät im Leben noch Jura studiert hatte, ermunterte Bilott, das Gleiche zu tun. Zur Überraschung seiner Professoren stieg Bilott aus dem Promotionsprogramm in öffentlicher Verwaltung aus, um ein Jurastudium an der Ohio State University zu beginnen. Sein Lieblingskurs war Umweltrecht. Es war der einzige Bereich, in dem er das Gefühl hatte, «etwas bewirken zu können». Als er ein Angebot von Taft annahm, waren seine Mentoren und Freunde vom New College entsetzt. Sie warfen ihm vor, er sei käuflich. Doch Bilott sah es anders. Er wollte nur den besten Job annehmen, den er bekommen konnte. Er kannte niemanden, der als Firmenanwalt gearbeitet hatte, aber sein Vater sagte, je größer und wohlhabender eine Kanzlei sei, umso mehr Möglichkeiten würde er haben. Auch wenn Bilott sich keine großen Gedanken machte, leuchtete ihm das ein.

Bei Taft schloss er sich freiwillig Thomas Terps Umweltteam an. Es war, wie er vermutet hatte, eine Zeit, die große Chancen